

Würde gehabt haben

Bis Weihnachten. Das hatten sie ihm versprochen. Nur bis Weihnachten, dann wäre er schon wieder daheim in Wien.

Aber nun? Ein weiteres Weihnachten war vergangen und er saß noch immer hier im Schützengraben, gebeugt über sein kleines Notizbuch, das er immer bei sich trug. Es war alles, was ihm von seiner alten Zukunft geblieben war.

Wenigstens der bitterkalte Winter war vorüber. Italien war für ihn immer der Inbegriff der orangen Wärme des Sommers gewesen, doch er hatte schnell feststellen müssen, wie er sich irren konnte. Niemand hatte ihn auf die dicken Schneeflocken vorbereitet, die unter ihren Lawinen auch sein letztes bisschen Hoffnung begruben. Mit den ersten Sonnenstrahlen im April taute sie wieder auf, wenn auch nur spärlich und leise flackernd. Die lauende Gefahr der Schneemassen war vorüber. Doch auch ein loses Steinchen im Gebirge reichte, um seine Kameraden unter tosendem Geröll in den Tod zu reißen.

Wie konnte dieser Ort ein Teil von Goethes Italienreise gewesen sein? Wie konnte dieser Ort bloß ein Jahrhundert zuvor eine solche Inspirationsquelle für einen der größten Dichter gewesen sein, während er hier verkümmern musste?

Mit zitternden Händen öffnete er sein Notizbuch. Seinen Stift hatte er vor kurzem verloren, doch heute Morgen hatte ihm eine Füllfeder aus dem Matsch seines Grabens entgegengeschimmert. Das gleißende Glück flammte wieder auf und pulsierte durch seinen Körper. Er konnte es kaum fassen. Er konnte wieder schreiben.

Die Spitze der Feder berührte das Blatt, und die schwarze Tinte, die mit dem vertrauten Kratzen auf das Blatt quoll, ließ Tränen in seine Augen steigen.

Trient, 15. Mai 1916

Er hielt inne. War heute der 15. Mai? War überhaupt Mai? Die Zeit war eine interessante Sache. Mal schien sie endlos lang, mal unfassbar kurz, obwohl die Zeiger seiner kleinen Taschenuhr immer im gleichen Takt schlugen. Und manchmal verschwand die Zeit ganz. Wie in diesem Moment. Er versuchte, sich an ein markantes Ereignis zu erinnern, um sich wie an einem Felsen in einer Bucht daran festzukrallen. Er schaffte es nicht.

Dann war eben der 15. Mai. Einen Unterschied machte es sowieso nicht. Sein Leben bestand nur mehr aus Patrouillen und dem ewigen Warten auf den Angriff auf Venedig, der schon vor Monaten angekündigt worden war. Er würde seiner Majestät und seinem Vaterland seinen Dienst erweisen, doch es brach ihm das Herz. Über Venedig hatte er nur gelesen, einmal ein Bild des Markusplatzes gesehen; für Reisen hatte seine Familie nie genug Geld. Dennoch brachte er es kaum über sich, an einen Angriff in der Nähe dieser Stadt zu denken. Immerhin war er nicht an vorderster Front.

Auch die Geschichte Frankreichs hatte ihn schon immer fasziniert – nein, das war die falsche Zeitform – sie faszinierte ihn noch immer. Die Dekadenz unter Ludwig XIV, die eine ganze Nation zur Revolution getrieben hatte und einen Umschwung in ganz Europa ausgelöst hatte. Der Ballhausschwur. Die Machtergreifung Napoleons und der Wiener Kongress nach seinem Fall, um die Gesellschaft neu zu ordnen. Die 100 Tage. Das alles faszinierte ihn ungemein. Doch das konnte er sich kaum selbst eingestehen, ohne erschossen zu werden. Wenigstens war seine keine der armen Seelen, die an der Westfront in Frankreich stationiert waren. Dann wäre er womöglich wirklich nicht mehr viel mehr als eine Seele.

Heute habe ich ...

Wieder setzte er ab. Er erkannte seine Schrift kaum wieder. Die feinen Schnörkel, auf die er immer so stolz gewesen war, wurden von krakeligen, zittrigen Buchstaben wie von der Hand eines Kindes ersetzt. Mit einem Seufzen durchkreuzte er die Worte, die er gerade erst geschrieben hatte. Wenn er sich doch bloß konzentrieren könnte.

Heute war wie jeder Tag, den ich nicht an der Front verbringen musste. Eine graue Suppe in den ebenso grauen Bergen Südtirols. Wie ich den Blick auf die blaue Donau vermisste.

Er dachte an den Donauwalzer, der immer, wenn er sich im Kampf befand, – mal ganz leise im Hintergrund, mal alles übertönend – in seinem Kopf spielte. Zum ersten Mal gehört hatte er ihn, durch die Holztüren gedämpft, aus einem Nebenzimmer im Gymnasium, wo die Musiker für einen Ball, an dessen Namen er sich auch bei größter Anstrengung nicht erinnern konnte, geprobt hatten. Er hatte noch nie zuvor ein Orchester spielen gehört, und er musste einfach lauschen.

Ich suche verzweifelt nach einem Funken Hoffnung und Licht, doch ich wurde so düster wie der Krieg selbst. Er ist ein Vampir, der gierig das Blut aus den Adern des Schicksals saugt und den Blick auf die Welt mit blauen Vorhängen verschleiert. Wie van Helsing stehe ich Dracula gegenüber, bloß dass ich nie gewinnen kann. Ein Holzpfehl durch das Herz, so heißt es, doch wohin soll ich ihn stoßen, wenn kein Herz vorhanden ist?

Der Gedanke an seine frühere Idealisierung des Krieges ließ ihm übel werden. Wie anders alles war, wie anders er war. In ihm war noch immer der Geist des jungen Literaten gefangen, der im Gymnasium von seinem Professor protegiert worden war und gegen alle Wände gepocht hatte, nur um ausbrechen zu können. Seit Kriegsbeginn war er beunruhigend still geworden. Manchmal, spätnachts, wenn sich auch der Mond nicht mehr hervortraute, oder frühmorgens, in der blauen Dämmerung, wenn der Tau die Gräser bedeckte und die so selten gewordene Stille alles beherrschte, da machte er sich noch bemerkbar. Dies waren die Momente, die ihn in seiner verlorenen Zukunft schwelgen ließen.

Er schloss die Augen und fand sich in seinem früheren Klassenzimmer wieder. Es war doch recht ironisch, dachte er, dass er versuchte, nach der Antwort auf die Frage seiner Zukunft in der Vergangenheit zu suchen. Doch wo sollte er sonst anfangen?

Sein Leben war ein Spiel mit den Zeitformen.

Als er noch ein kleiner Junge am Alsergrund gewesen war, hatte es in seinem Leben nur die Gegenwart gegeben. Keine Sorgen, keine Gedanken über die Zukunft oder die Vergangenheit. Nur das Präsens. Er hat.

Dann, mit 10 Jahren, als er die Volksschule abgeschlossen hatte, hatte er oft im Stillen darüber nachgedacht, wie seine Zukunft wohl aussehen würde, bis er es schließlich ins Gymnasium geschafft hatte. Außerdem hatte die Arbeit als Gehilfe in einer Druckerei begonnen. Er hatte heimlich gelesen, seine Nase so tief in die Seiten gesteckt, dass die Druckerschwärze manchmal daran abgerieben hatte, und hatte erstmals die Rhetorik kennengelernt. Die Träume begannen. Ab da sprach er mit Begeisterung über seine Zukunft, immer im Futur I. Er wird haben.

Dann kam der Krieg, und mit ihm das Futur II.

Futur II, das beschrieb sein Leben doch recht gut. Er wird gehabt haben. Nein, da fehlte noch etwas, denn er wird nicht gehabt haben, er würde gehabt haben. So konnte sein Leben in vier Wörtern zusammengefasst werden. Er würde gehabt haben. Die Änderung eines Wörtchens reichte, um von Gewissheit und Vorfreude zu niederschmetternder Perspektivenlosigkeit überzugehen. Aber wie hieß

diese Änderung? Die Termini der Grammatik entflohen ihm immer, doch er wusste, dass dieses tückische *würde* eine Bezeichnung hatte, und auch, dass sich der Geist in ihm sicherlich daran erinnern konnte. Wenn er nur wüsste, wo er ihn finden konnte.

Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, würde er gehabt haben. Er würde womöglich schon ein Buch geschrieben haben, er würde die Universität besucht haben und er würde genug Geld für eine kleine Wohnung am Stadtrand verdient haben.

Aber er hatte all dies nicht. Stattdessen stolperte er über Gerippe, die er einst Kameraden und sogar Freunde genannt hatte.

Er öffnete seine Augen und starrte in die Dämmerung. Die Sonne begann, unterzugehen, und wie jeden Tag hoffte er, dass sie am Morgen für ihn wieder aufgehen würde. Erneut beugte er sich über sein Notizbuch und ließ die Füllfeder über die Seite gleiten.

Mir wurde das Blaue vom Himmel versprochen, und jetzt? Jetzt ist auch dieser nur noch grau.

Meine Zukunft liegt in der Vergangenheit begraben. Vor dem Krieg war sie klar, hell und vielversprechend. Jetzt ist sie ungewiss, wie tiefes, dunkles Wasser, in dem man nicht einmal die Füße baumeln lassen will.

Doch was ist die Zukunft im Schützengraben wert? Meine Vorhaben in zehn Jahren sind obsolet, wenn ich den morgigen Tag nicht überlebe. Somit gewinnt dieser unendlich an Bedeutung, bis er schließlich zu gestern wird und in meinen Erinnerungen verstaubt. Aber solange er morgen ist, ist er alles.

Ein Knall, ein Schrei, Chaos.

Schüsse und Explosionen kämpften mit seinen wirbelnden Gedanken um die Oberhand. Das Blut rauschte in seinen Ohren, sein Herzschlag füllte die Welt um ihn.

Ein Kamerad lief an ihm vorbei und rief ihm zu: „Die Offensive beginnt!“

An wen auch immer das hier geht.

Hastig schrieb er die Worte, die so oft in seinem Kopf widerhallten, nieder. Seiner Mutter würde er dies nie eingestehen, doch er konnte sich nicht mehr dazu bringen, zu glauben.

Ich bin noch nicht bereit, zu sterben.

Der Donauwalzer überfiel ihn, begleitet von einem Schauer. Sein Dienst musste geleistet werden. Mit einem Griff packte er sein Gewehr und seine blaugraue Kappe.

Er hielt inne, als er das kalte Metall des Laufes und den rauen Stoff der Kopfbedeckung zwischen seinen Fingern spürte. Der Geist erwachte. Konjunktiv! So hieß es, das Wörtchen *würde*, das sein Leben dominierte. Futur II im Konjunktiv.

Er würde gehabt haben.

Am Horizont explodierten Granaten, überall ohrenbetäubender Lärm.

Aber er es war Krieg, und er hatte nicht.